

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 18

Artikel: Der Gemsjäger
Autor: Souvestre, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

4. Mai

Jungkönig Mai hat es getan.*)

Sroh tanzen Kinder Frühlingsreigen
Und Gold erglüht dem Bach entlang,
Und hoch herab aus Blütenzweigen
Ertönt frohlockend Vogelfang.

Das kleinste Stücklein karge Erde
Bekleidet er mit sanftem Grün,
Befreit mit lächelnder Geberde
Es von des harten Winters Mühen.

Jungkönig Mai geht durch die Auen
Mit leichtem Sinn und leichtem Schritt,
Er bringt vom Himmel her, dem blauen,
Den Sonnenschein als Krone mit.

Und tief im Herzen hebt ein Singen,
Ein süßes Frühlingsläuten an.
Wer ließ die Saiten mir erklingen?
Jungkönig Mai hat es getan.

*) Aus „Nach des Tages Mühen“, Gedichte von Aug. Brüllmann, Orell Süßli, Zürich.

Der Gemsjäger.*)

Erzählung von Emil Souvestre. Uebersetzt von Oswald Gyr, Bern.

Im innersten der schmalen Schlucht der Enge, nicht weit vom Marktflecken Grindelwald und einige Schritte von jenem reißenden Bergstrom entfernt, dessen schieferfarbiges Wasser ihm den Namen „schwarze Lüttchine“ eintrug, erhebt sich ein Schweizerhaus, heutzutage verlassen, aber wohlbekannt dafür, während vieler Jahre eine der seltenen Familien beherbergt zu haben, die noch in einigen Kantonen die heldenhafte Tradition der Gemsjagd in Ehren halten. Wir sagen heldenhafte, denn diese Jagd ist eigentlich weniger eine Erwerbquelle, wie die unserer Wildddiebe der Ebene, sondern vielmehr eine edle Übung in der Gewandtheit, der Kraft und des Mutes, eine ständige Herausforderung des Todes. Der Eifer, von dem die Gemsjäger beseelt sind, kann mit dem der Kämpen des Nordens verglichen werden, die mit ihren Draffern in die stürmische See stachen, im Ungewissen darüber, ob sie die Beute erobern, die aber ganz bestimmt wissen, daß sie eines Tages durch Schiffbruch oder durch das Schwert umkommen werden. Wie diese, lebt auch der Gemsjäger einem Traume, der ihn durch Kälte, Ermüdung und Schrecken unfehlbar auf den Grund der Klüfte führen muß. Eine unüberwindliche Nacht treibt ihn und ruft ihm zu: Lauf! Er hat stets die Helden der Bergbevölkerung vor Augen; er denkt an jenen

schrecklichen Colani vom Engadin, der bis zum siebzigsten Lebensjahre jagte und 2700 Gemsen tötete; er denkt an Bläsi von Schwanden, welcher deren 675 erlegte. Eines Tages, durch das Verfolgen eines Wildes zu weit vom Wege abgerrt, hing Bläsi 10 Stunden an einer Fels Spitze und seine Haare wurden weiß. Als er von einem Jagdgefährten gerettet wurde, übergab er diesem seinen Stücker mit dem Schwure, die Waffe nie wieder anzurühren; aber kaum hatte er ein paar Schritte auf dem Berge gemacht, als eine Gemse ihren Kopf hinter einem Busche Alpenrosen hervorstreckte. Da stürzte sich Bläsi mit dem Rufe: „Ich bin noch immer Jäger!“ auf seine Waffe und machte sich an die Verfolgung seiner neuen Beute, ohne mehr an die Todesangst einer ganzen Nacht zu denken.

Man denke nicht etwa, daß dies ein außerordentlicher Fall sei. Wer hätte nicht von der Begegnung des Herrn de Saussure mit jenem Bergbewohner von Sixt gelesen? Jung, schön und seit einigen Tagen mit einer reizenden Frau verheiratet, die er verehrte, die er aber trotzdem verließ, um auf dem Berge zu jagen. „Ich weiß das Loß, das meiner harret,“ sagte er zum großen Genfer Naturforscher; „alle Männer meiner Familienangehörigen starben während der Ausübung dessen, was ich tue; deshalb nenne ich den Sack da, den ich

*) Siehe die literarische Notiz im 2. Blatt.

trage, mein Leichentuch. Aber würde man mir alles Geld von Genf anbieten, ich könnte nicht auf diesen Weg zum Tode verzichten!"

So waren auch ganz genau die Häuser der Enge. Sie zogen die wilde Freiheit der Höhen und den seltsamen Ruhm dieses Krieges mit den Hindernissen und Gefahren des Landes allem andern vor. Mehrere Menschenalter von berühmten Jägern waren in ihrer Familie aufeinandergefolgt und hatten ihnen so eine Art Auszeichnung, eine Art Vornehmheit hinterlassen. Da die Geschichte des letzten Hauses teilweise alle Erlebnisse der Vorfahren und vieler seiner Gefährten in sich schließt, so geben wir sie hier so wieder, wie sie die Erinnerung des Volkes aufbewahrt hat, überzeugt, daß sie auch in ihrer Seltsamkeit getreulich eine weniger bekannte Seite des Alpenlebens spiegelt.

I.

Vor einigen Jahren war das Chalet Hausler noch bewohnt. Es waren die ersten Tage des März und seit dem 28. Oktober hatte die Sonne nicht in das Tal geleuchtet. Trübes, glanzloses Licht drang kaum bis zum Grunde der Schlucht; die Berge, die darauf niederblickten — von der Isletenalp bis zum Wetterhorn — waren mit blendend weißem Schnee bedeckt, dem die Tannen da und dort ein fleckiges Aussehen verliehen. Nun folgt, was sich in der Hütte zutrug, die nur durch das flackernde Licht der auf dem Feuerherde brennenden Zweige beleuchtet wurde. Vor dem Fenster, dessen kleine Scheiben durch die Eisblumen undurchsichtig geworden waren, stand ein junges Mädchen, das sich an die Mauer lehnte. Es hatte die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt und seine ganze Haltung drückte Nachdenken und Trauer aus. Zu ihren Füßen kauerte ein junger Bursche, die Stirne auf die ineinandergelegten Arme gestützt. Ihr Zwiegespräch war offenbar gerade bei einer jener Pausen angelangt, die durch Entmutigung entstehen, und während welcher ein jedes der Sprechenden das Gespräch in Gedanken mit sich selbst fortführt. Während geraumer Zeit hörte man nur das dumpfe Rauschen der schwarzen Lüttschine, die nach wie vor die dem Berge entrissenen Blöcke gegen das Ufer schleuderte, und das Rauschen der Tannen, die der Bergwind schüttelte. Schließlich ergriff der junge Bursche eine Hand des jungen Mädchens.

„So ist es also wahr, Breneli?“ sagte er mit beklommener Stimme. „Während ich ferne von hier mit Mut arbeite, in der Hoffnung, Euch zur Frau zu bekommen, hat Euch Mutter Trina für den Wetter Hans bestimmt?“

„Das ist nur zu wahr, Ulrich,“ antwortete das junge Mädchen betrübt.

„Aber, wenn ich recht verstanden habe, so hat sie doch nichts gesagt, weder Euch noch ihm?“

„Gar nichts, Ihr habt recht verstanden.“

„So hat Eure Großmutter Euch nicht an Euren Wetter gesprochen?“

„Mit Worten nicht, ohne Zweifel, aber mit dem Vorhaben, und Hans hat das begriffen, ohne daß sie den Mund geöffnet hätte. Sie haben sich in Gedanken darüber verständigt.“

„Bleibt noch zu wissen, ob, wenn Ihr Eurer Großmutter eingestehet, daß Euer Herz sich einem andern zuwandte, sie nicht ihre Pläne verändern wird?“

Breneli schüttelte den Kopf.

„Mutter Trina ist in ihrem Entschlusse ebenso fest wie der Eiger auf seinem Boden steht,“ sagte sie, „und es wäre für Euch leichter den Berg zu verlassen, als ihren Willen zu ändern.“

„Auch wenn der Wetter ihn nicht teilte?“ entgegnete Ulrich, dessen Blick fest auf dem jungen Mädchen ruhte; „und dann, Breneli, antwortet mir, wie wenn Ihr die Hand auf dem Evangelium hättet: Hat Hans Euch je von Liebe gesprochen?“

„Nie. Ihr wißt, daß die Worte Hansens ebenso rar wie Gold sind.“

„Ja, das ist eben ein echter Gemsjäger. Hans hat die Alp geheiratet, vielleicht will er keine andere zur Frau. Wenn ich ihm alles sagen würde?“

Breneli fuhr zusammen. „Bei Eurem Leben, tut das nicht, Ulrich!“ erwiderte sie schnell. „Wenn Hans etwas argwöhnte, weiß Gott, was geschehen würde. Ich hätte weniger Angst, die Lüttschine aus ihrem Bette treten und die Wälder und Wiesen fortreißen zu sehen, wie voriges Jahr geschah.“

„So seid Ihr sicher, daß er Euch liebt, Breneli?“

„Das will sagen,“ entgegnete das junge Mädchen mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, „er liebt mich wie die Gemsen, die er auf den Bergspitzen verfolgt: Glaubt Ihr, daß er zu ihr redet, und daß er sich um ihren Willen kümmert? Ich bin in Hansens Augen das, was alles übrige ist: eine Beute; er meint, daß ich ihm angehöre, weil er mich will, und er würde jeden, der versuchte, mich ihm zu entreißen, so behandeln, wie der Jäger den behandelt, welcher ihm sein Wild raubt.“

„So ist also die ganze Welt gegen mich!“ rief Ulrich schmerzlich aus.

Breneli antwortete nicht sogleich. „Es gibt einen, der Euer Freund ist!“ sagte sie nach kurzem Stillschweigen mit leiser Stimme: das ist Onkel Jakob. Obgleich auch er nur den Bergen lebt, und trotzdem er bedauert, Euch den Stüber im Stiche lassen zu sehen, so spricht er doch nicht anders als mit Liebe von Euch.“

„Aber der Onkel Jakob vermag nichts gegen den Willen der Tante Trina — übrigens ist er jetzt nicht hier.“

„Rein, er ist in den Engpässen dort oben, sucht seine Pflanzen, seine Steine und seine Mineralien. Doch hoffe ich, daß er diesen Abend zurückkommen wird.“

„Nun gut! Ich kehre erst morgen nach Meiringen zurück, ich will sehen, ob ich etwas vom Onkel zu erhoffen habe.“

Weder er noch Breneli dachten nur einen Augenblick an die Möglichkeit eines Ungehorsams. In diesem einfachen Leben der Alpentäler erwirkt einzig die Ueberlieferung des Hauses, durch den Einfluß der Bibel aufrecht erhalten, den unbedingten Gehorsam der Kinder; die Logik ist dort noch nicht der Leidenschaft zu Hilfe gekommen, um die dem Familienoberhaupte zustehenden Rechte zu prüfen; dieses allein hat das Recht, zu wollen; und wie Abraham könnte es nötigenfalls seinen Sohn hinopfern und ihn das Opferholz tragen lassen.

Brenelis Großmutter, die allein übrig geblieben war, um dieses unbeaufsichtigte Königtum zu vergegenwärtigen, hatte alle Vorrechte ihrer Stellung sich zu wahren gewußt.

An ihrem Herde aufgewachsen, hatten ihre Großneffen Hans und Ulrich gelernt, nie über ihre Launen zu sprechen, bis zu dem Alter, wo beide Gemsjäger geworden waren und die Freiheit der Berge erobert hatten. Aber Ulrich fühlte in seinem Innern weder die Anlage zum Kampfe, noch das Verlangen nach der fieberhaften Erregung, die zu jenem rauhen Dasein begeistern; sein Trachten ging nach andern Dingen. Jedesmal, wenn er durch das Lauterbrunnen- oder durch das Haslital wanderte, blieb er unwillkürlich stundenlang vor den Türschwelen stehen, wo Hirten die Eibe und den Horn schnitzten. Er bewunderte diese Meisterwerke der Geschicklichkeit, zu deren Verfertigung es nur etwas erfinderischer Phantasie bedarf. Er träumte von neuen Formen, und während des Anstandes ließ er den Stüber zu Füßen fallen, der erwarteten Beute vergessend, um eine Schindel, die er vom Dache eines Schweizerhäuschens abgerissen hatte, in Spizen auszuschnitzen. Seine vermehrten und immer glücklicheren Versuche wurden bald bekannt. In dem Maße als sein Ruf als Gemsjäger abnahm, nahm sein Ruf als Hornschnitzer zu. Da anerkant sich ein Gewerbetreibender von Meiringen, ihn in seine Schnitzlerwerkstatt zu nehmen. Indem er sich in der geliebten Kunst ausbildete, sollte Ulrich dort außer den Mitteln, um seiner Vorliebe fröhnen zu können, genügende Vorteile finden, um Breneli einen Wohlstand zu sichern, den ihm die Jagd nie verschafft hätte. Dieser letztere Beweggrund genügte ihm allein schon, und so hängte er seine Büchse am Bette Dinkels Hiobs auf und zog nach Meiringen. Zwei Jahre verfloßen, zwei Jahre eifrigster Arbeit, während denen Ulrich sich zu einem der ersten Schnitzler des Berner Oberlandes emporzuschwang und die nötige Summe zur Verwirklichung seines Herzenswunsches sammelte. Wir haben gesehen, wie ihm die Pläne der Großmutter enthüllt wurden, im Augenblicke, da er sein Ziel zu erreichen glaubte.

Der junge Schnitzler fing wieder an, Breneli über die Anzeichen zu befragen, welche die Pläne der Mutter Trina hätten verraten können, als diese eintrat. Es war eine Frau von über 70 Jahren, klein, mager und gleichsam gebeugt unter der Last der Jahre. Wenn man ihren langsamen, aber festen Gang sah, so hätte man glauben können, es habe das Alter ihre Glieder mit einer stählernen Rüstung bewehrt. Die altersschwachen Gesichtszüge ließen ihre grauen Augen, deren durchdringende Starrheit an einen Raubvogel gemahnte, umso besser erkennen. Ihre Schultern trugen einen jener Tragkörbe, die vom Gebirgsbewohner unzertrennlich zu sein scheinen, und die er leer umherträgt, gewohnheitsgemäß, wie der Soldat sein Schwert stets bei sich führt.

„So, so,“ jagte sie, indem sie ohne sonderliche Eile einen ihrer Arme vom Weidenstrick losmachte, den der Korb zum Riemen hatte, „es ist Gesellschaft da. Du hier, du?“

„Gott beschütze Euch, Großtante!“ antwortete der junge Mann, während er sich der alten Frau näherte. „Ich komme von Meiringen — Ich bin gekommen, um mich nach Eurem Befinden zu erkundigen.“

„Und du hast Breneli drüber gefragt,“ erwiderte die alte Frau. „Breneli, zünde eine Kerze an!“

Während das junge Mädchen gehorchte, entledigte sich Mutter Trina ihres Tragkorbes, den sie in eine Ecke stellte; dann schritt sie in den erleuchteten Teil der Hütte und warf einen rajchen Blick auf Ulrich und auf ihre Enkelin.

„Ist Hans nicht zurückgekehrt?“ frug sie.

„Noch nicht, Großmutter!“ antwortete Breneli. Die alte Frau wandte sich zu ihrem Neffen.

„Das kommt, weil er sich nie ausruht!“ sagte sie mit Absicht.

„Das Brot, das man hier ißt, muß man dort oben über den Gletschern verdienen. Du hast recht getan, einen leichteren Beruf zu wählen, du; die Gemsen laufen zu schnell für die Füße, welche es lieben, sich auf den Steinplatten des Ofens auszustrecken!“

„Deshalb habe ich Ursache, mich jeden Tag über meinen Entschluß zu freuen, antwortete der junge Mann, ohne die Ironie hinter dem ernsthaften Tone der Großmutter zu bemerken.

„Ulrich hat uns ein Muster seiner Arbeit gebracht,“ unterbrach die beiden Breneli, die versuchte, sich ins Mittel zu legen, „sehst, Großmutter, wie geschickt er geworden ist!“

Sie hielt das Licht an eine jener tulpenförmigen Schalen, die seither von allen Schnitzlern nachgeahmt worden sind, aber auf welchen Gedanken Ulrich zuerst verfallen war. Mutter Trina warf kaum einen flüchtigen Blick auf die Arbeit ihres Großneffen: „Und es gibt Leute, die solch geschmücktes Holz kaufen?“ frug sie mit einer Art Erstaunen.

„So teuer,“ entgegnete Ulrich stolz, „daß meine Drehbank, meine Pinze und mein Messer mir dort unten in einer Woche mehr einbringen, als seine Büchse Hans hier in einem ganzen Monat! Glaubt Mutter Trina, daß das blankte Silber etwas Gutes ist?“

„Gewiß,“ entgegnete die Alte, „das beste, was es gibt — nach dem Gold.“

„Ganz abgesehen davon,“ fügte Ulrich hinzu, seinen Gedanken folgend, „daß ich nicht stets, wie auf dem Berge, den Tod vor Augen habe, der mich bedroht. Daher wird die Frau, die meiner am Herde harret, nicht jedesmal zittern müssen, wenn der Lärm einer Lawine von den Schreckhörnern oder vom Wetterhorn kommt!“

Die Großmutter warf ihm einen Blick zu, vor dem er seine Augen niederschlagen mußte. „D, das ist es also, was du Breneli weiß machst?“ sagte sie.

Das junge Mädchen wollte mit einer Handbewegung die Antwort Ulrichs aufhalten; aber er ergriff mit einer Art verzweifelttem Eifer die Gelegenheit, sein Schicksal ganz zu erfahren. „Es ist wahr, ich habe zu ihr davon gesprochen!“ sagte er in bewegtem Tone, „und da ihr es erraten habt, so besteht kein Grund mehr, vor Euch darüber zu schweigen. Ich meinerseits habe immer diese Heirat erhofft; aber seit drei Jahren denken wir beide daran.“

Die alte Frau wandte sich zu Breneli, die errötend den Kopf senkte.

„Ihr kennt mich seit der Wiege,“ fuhr Ulrich fort. „Ich bin hier wie Euer Sohn erzogen worden, Ihr wißt, daß weder Feigheit noch Arglist in mir steckt und daß die Frau, die man mir geben wird, nicht einem herzlosen Manne ausgeliefert ist. Gott strafe mich, wenn sie je durch meine Schuld weint. Lasse also Breneli und mich glücklich sein, Tante Trina, und wir werden es Euch auf beiden Knien danken. Sehst, Eure Enkelin bittet Euch mit mir darum. Nehmet uns nicht die Kraft und die Lust zum Leben.“

(Fortsetzung folgt.)